

Gine Elsner

# Augustes Töchter

Auf den Spuren engagierter Frauen

VSA:



Gine Elsner  
Augustes Töchter  
Auf den Spuren engagierter Frauen

*Gine Elsner* war bis 2009 Direktorin des Instituts für Arbeitsmedizin des Fachbereichs Medizin der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt a.M. Sie erforscht seit vielen Jahren die Rolle der Arbeitsmedizin im »Dritten Reich«.

Bei VSA: erschien von ihr zuletzt: »Die »aufrechte« Haltung. Orthopädie im Nationalsozialismus« (2019). Außerdem ist sie Herausgeberin von: Peggy Berolsky, »Von Krakau nach Kapstadt. Deportiert nach Auschwitz: Bericht einer Überlebenden des Holocaust«. Aufgeschrieben von Lisa Strauß (2021). Im Herbst 2021 erscheint zudem aus aktuellem Anlass: »Vom Abseits in die Mitte: die Gesundheitsämter. Kreisärzte, Medizinalräte, Amtsärzte: Geschichte und Aktualität einer Institution«.

Gine Elsner

# **Augustes Töchter**

Auf den Spuren engagierter Frauen

VSA: Verlag Hamburg

**Bildnachweis**

- S. 16, 19, 21, 136 o., 279-281 Anne Elsner  
S. 14, 17, 20, 24, 35, 71, 125, 141, 147, 169, 175, 178, 203, 216-218,  
238, 240, 242, 290, 292, 311, 314, 316, 341, 382, 384, 387, 390, 400,  
403, 416 Privatbesitz Gine Elsner  
S. 261 Privatbesitz Gine Elsner/Studio Oslo  
S. 58, 73, 84, 87 Hartmut Reiners  
S. 136 Hinnerk11/wikimedia commons CC BY-SA 3.0  
S. 401 Copyright Georg Munker, Bonn  
S. 402 Copyright Presse- und Informationsamt der Bundesregierung,  
Bundesbildstelle. Bundesrat-Photo-Archiv  
S. 414 Staatliche Landesbildstelle Hamburg  
S. 417 Copyright Foto-Studio. M.A. Gräfin zu Dohna, Bad Godesberg

© VSA: Verlag 2021, St. Georgs Kirchhof 6, D-20099 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagfotos: Links: Auguste Kron, 1928; o.r.: Augustes Töchter Marta und Lotte Kron, ca. 1905; u.r.: die Mutter der Autorin und Tochter von Marta Künzel, Ilse Elsner, 1938 (alle Fotos: Privatbesitz Gine Elsner)

Druck und Buchbinderarbeiten: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISBN 978-3-89965-040-6

# Inhalt

<b>1. Vorwort: 150 Jahre Frauenleid und -kämpfe, erforscht in der eigenen Familie</b> .....	9
<b>2. Auguste kommt aus dem Oderbruch</b> .....	13
<b>3. Augustes Familie</b> .....	22
<b>4. Auguste geht über die Dörfer und schreibt Briefe</b> .....	25
<b>5. Marta sucht ihr Glück in Berlin und heiratet Paul</b> .....	37
Textilarbeit zur Kaiserzeit .....	38
Erdmuthe zahlt Lehrgeld für ihren Sohn .....	42
Emilie erhält die Vormundschaft für ihre eigenen Kinder .....	48
Uneheliche Kinder .....	51
<b>6. »In Rixdorf ist Musike«</b> .....	56
Abnahme der Geburten .....	61
<b>7. Erster Weltkrieg – Pauls Rückkehr als Pazifist</b> .....	64
<b>8. Paul fasst beruflich nicht mehr Fuß</b> .....	65
<b>9. Schulreform in Neukölln</b> .....	70
Adele Schreiber – linke Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung ...	72
Kurt Löwenstein .....	80
Appendix: Das Gesundheitswesen in Neukölln .....	87
<b>10. Die Heimarbeiterin</b> .....	90
<b>11. Die Sekretärin</b> .....	94
Bei General Motors.....	97

<b>12. »Golden war nichts ...«</b> .....	103
Erster Mai 1929 .....	110
<b>13. Die Einkäuferin</b> .....	112
»Sündenpfuhl« Berlin .....	115
<b>14. Ilse geht nach Hamburg – aus beruflichen Gründen</b> .....	118
<b>15. Die jüdische Familie Ruppin</b> .....	126
Die Deportation .....	127
<b>16. Universitätsstudium in Hamburg von 1932 bis 1936</b> .....	142
<b>17. Pläne für Berufstätigkeit und Auswanderung.</b>	
<b>Das Leben unter dem NS-Regime</b> .....	154
Bewerbungen nach der Promotion .....	158
Briefe von Marta 1936-1939 .....	166
Der »Seelenverwandte« .....	171
Das private Leben: neues Auto, neue Wohnung .....	175
Die beste Freundin Dörte emigriert .....	177
<b>18. Marineintendanturrat</b> .....	187
Überfall der Wehrmacht auf Norwegen .....	198
Kollaboration .....	202
Der norwegische Widerstand .....	206
Feldpostbriefe aus Norwegen .....	213
Die Marinerichter .....	220
Die Deportation der norwegischen Juden .....	223
Ilse's kurzes berufliches Zwischenspiel in Wien .....	232

<b>19. Hochzeit und Gomorrha</b> .....	235
Bombeninferno in Hamburg .....	243
Szenen einer Ehe .....	254
Feldpostbriefe vom »Seelenverwandten« .....	259
<b>20. Ausgebombt und auf der Flucht</b> .....	263
1939-1944: Briefe von Marta aus Berlin .....	263
Schiebus und die Schlacht bei den Seelower Höhen .....	276
Kriegsende .....	282
<b>21. Drei-Frauen-Haushalt</b> .....	287
In norwegischer Kriegsgefangenschaft .....	294
Dr. Elsner gegen Dr. Elsner .....	298
»Entnazifizierung« .....	303
<b>22. Kontakte zur SPD, Reeducation in Wilton Park</b> .....	307
Noch einmal die jüdische Familie Ruppın .....	312
Abtreibung/§ 218 .....	315
<b>23. Redakteurin beim »Hamburger Echo« – und die erste Ananas</b> .....	322
<b>24. Die Journalistin und »Die Welt«</b> .....	331
Axel Springer und Hans Zehrer .....	337
Die Remigranten: Ernst Cramer und Willy Haas .....	343
Die DDR .....	350
Die Gewerkschaften .....	354
Ressort »Sozialpolitik« .....	361
Gleichberechtigung .....	363
Rentenreform .....	368
Eigentumspolitik in Godesberg .....	375



<b>25. Im Bundestag und im Europäischen Parlament</b> .....	379
Abgeordnet ins Europäische Parlament in Straßburg .....	382
Große Koalition und Notstandsgesetze; Außerparlamentarische Opposition .....	389
Sozialliberale Koalition .....	398
<b>26. Senatorin in Hamburg</b> .....	399
Extremistenbeschluss .....	404
Gesundheitssenatorin .....	410
Ruhestand und Tod .....	415
<b>27. Schluss</b> .....	419
<b>Anhang</b> .....	431
Abkürzungen .....	431
Danksagung .....	434
Literatur .....	435
Namensregister .....	457

# 1. Vorwort: 150 Jahre Frauenleid und -kämpfe, erforscht in der eigenen Familie

»Die Frauen, politische wie unpolitische, sind die unbesungenen Märtyrerinnen unseres Jahrhunderts der Bürger- und Völkerkriege, sie, deren Körper und Seele alle Nöte und Ängste dreifach erleiden: an sich selber, um ihre Männer und mit ihren Kindern.«<sup>1</sup>

Das schrieb Wieland Herzfelde 1949, als er nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem amerikanischen Exil nach Deutschland, genauer in die spätere DDR, zurückkehrte.

Es waren die Frauen in meiner Familie, die das Überleben sicherten. Die Männer fehlten sehr häufig. Sie spielten für die Versorgung der Familien kaum eine Rolle. Sie starben früh bzw. fielen in einem der beiden Weltkriege; sie waren abwesend, entweder durch Krieg oder Kriegsgefangenschaft oder durch Scheidung oder durch eine entfernte Arbeitsstätte; oder sie waren arbeitslos und trugen zum Familieneinkommen wenig bei: Jedenfalls waren sie nicht oder unzureichend präsent.

Es waren die Frauen, die immer arbeiteten. Keine meiner Vorfahrinnen war »Nur-Hausfrau«. Erdmuthe, meine Ur-Urgroßmutter, bewirtschaftete ein kleines Stück Land. Emilie, meine Urgroßmutter, ernährte ihre Kinder als Plätterin. Auguste, die andere Urgroßmutter, ging über die Dörfer im Oderbruch, um bei den Leuten zu nähen. Ihre Tochter Marta verdiente als Heimarbeiterin in Berlin-Neukölln das Familieneinkommen.

Neukölln war die Zäsur! Hitler sagte später: »Das rote Neukölln mach' ich braun.« Nach der Revolution 1918/1919 reformierte ein SPD-Bezirksschulrat, Dr. Kurt Löwenstein (1885-1939), die Schulen des Stadtteils. Er stellte emanzipierte Lehrerinnen ein, die die Mädchen mit den Ideen der Frauenbewegung bekannt machten. So begann meine Mutter ihren sozialen Aufstieg – bis das »Dritte Reich« sie ausbremste, weil es die Frauen an den Herd verbannte. Wenn Frauen in der NS-Zeit berufstätig waren, dann in den meisten Fällen nur als Stenotypistin oder als Rüstungsarbeiterin.

---

<sup>1</sup> Herzfelde, W.: Immergrün, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1961, S. 161.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lebten die Frauen meiner Familie zusammen: Es war ein Drei-Frauen-Haushalt; damals keine seltene Lebensform. Denn wieder fehlten die Männer, sie waren im Krieg gefallen oder in einem Kriegsgefangenenlager inhaftiert. Immer arbeiteten die Frauen. Aber sie hatten nicht dieselben Rechte wie die Männer.

Das letzte und das vorletzte Jahrhundert waren auch Jahrhunderte, in denen Frauen unendlich litten: an der Diskriminierung, wenn sie uneheliche Kinder bekamen, an der großen Kindersterblichkeit und an den illegalen Abtreibungen. Immer wurden Frauen im Zusammenhang mit ihrer Gebärfähigkeit bestraft: wenn sie Kinder zur falschen Zeit (unehelich) bekamen oder wenn sie gar keine Kinder bekamen bzw. sie abtreiben ließen. Die Frauen litten an den gefallenen Söhnen und Ehemännern und an Armut und Geldnot oder an der Untätigkeit und den Gewaltausbrüchen ihrer Männer.

So erinnere ich hier an die Frauen meiner Familie, an ihre Leiden, Mühen, Sorgen und Kämpfe. Und auch daran, wie Frauen im letzten Jahrhundert Stück für Stück mehr Rechte bekamen und sie nutzten. Meine Familie ist eine exemplarische. Sie zeigt all das Leid der Frauen, aber auch die Möglichkeiten einer schließlich erlangten Gleichberechtigung, die mühsam erkämpft wurde.

Wesentliche Grundlage dieses Buches sind Briefe: Ich verfüge über viele Briefe meiner Familie, vor allem solche, die von Frauen geschrieben wurden. Sie schickten Briefe an ihre Töchter, Söhne, Enkel und Ehemänner.

Frauen seien »generell die besseren Briefeschreiber«, meinte Rolf Hochhuth (1931-2020), der Schriftsteller:<sup>2</sup> Sie schrieben all diese Briefe, »weil sie – anders als ihre Männer – mehr Kraft in ihr Privatleben« legten als ihre »männlichen Gefährten«, Frauen schrieben aber auch, weil sie wegen gesellschaftlicher Konventionen »ihren Beruf noch nicht gefunden haben oder nicht ausüben dürfen«.

Die Frauen meiner Familie hielten den Kontakt zu ihren Kindern oder Enkeln, die andernorts lebten, aufrecht. Die ältesten Briefe, über die ich verfüge, stammen von meiner Ur-Urgroßmutter Erdmuthe aus den Jahren 1863-1867 und wurden geschrieben an ihren Sohn Friedrich in Leipzig. Ich habe Briefe meiner Urgroßmutter Auguste, die ihrer Enkelin schrieb, aus den Jahren 1931 und 1932. Meine Großmutter Marta verfasste in Berlin ein Konvo-

---

<sup>2</sup> Hochhuth, R.: Frauen-Briefe aus dem Vormärz, in: Schwarze Segel, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1986, S. 124f.

lut von rund 200 Briefen an ihre in Hamburg lebende Tochter Ilse während der Jahre 1936-1945, also knapp zehn Jahre lang.

Von Männern liegen mir nur vereinzelte, ganz seltene Briefe vor. Die meisten Männer schreiben höchstens mal zum Geburtstag. Ausnahme: die Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Im Krieg schrieben auch Männer, und zwar regelmäßig, um den Kontakt zur Heimat und zu den Frauen aufrechtzuerhalten. Die Briefeschreiber waren männlich, aber die Adressaten waren weiblich.

Ich verfüge über zwei dicke Konvolute von Feldpostbriefen von jeweils mehr als 100 Briefen. In den Jahren 1940-1946 schrieb mein Vater regelmäßig an meine Mutter. Und ein zweiter Packen von Briefen, die meine Mutter von einem Freund während der Jahre 1934-1945 erhielt – die meisten davon während der Kriegsjahre –, ist ebenfalls in meinem Besitz.

Meine älteren Vorfahrinnen waren keine gebildeten Frauen. Sie hatten alle die Schule besucht und schreiben gelernt. Aber ihre Briefe sind voller orthografischer Fehler, die ich größtenteils – um der Authentizität willen – belassen habe.<sup>3</sup> Ihre Berichte rankten sich fast immer um Familienereignisse, und die Personen, die erwähnt wurden, waren immer Familienangehörige. Es ging um den Familienzusammenhalt; Dinge, die die Familie nicht direkt betrafen, wurden nicht erwähnt. Die Öffentlichkeit wurde weitgehend außen vor gelassen.

Briefe dienen der Sozialforschung als »human documents«.<sup>4</sup> Es handelt sich dabei um Dokumente, die »in der sozialen Wirklichkeit vorgefunden werden«, um in der »biografischen Forschung« genutzt zu werden. Das Besondere an ihnen ist, dass das Geschriebene nicht für eine Öffentlichkeit gedacht ist. Es ist also nicht durch den Filter der inneren Zensur gegangen, sondern die geschilderten Fakten und Gegebenheiten werden unverblümt mitgeteilt, ähnlich wie in einem Tagebuch. Nur für den Adressaten des Briefs ist der Inhalt gedacht, vor Dritten geschützt durch das Briefgeheimnis. Das Geschriebene wird nicht geschönt durch eine nachträgliche Korrektur wie bei der Abfassung von Lebenserinnerungen. Briefe werden nicht für die Ewigkeit geschrieben.

Anders sieht es bei Memoiren aus. Meine Mutter hat Erinnerungen über ihre Zeit im Bundestag hinterlassen. Zeitweise hat sie Tagebuch geführt, das

---

<sup>3</sup> Im Übrigen wurde die Schreibweise behutsam an die neue Rechtschreibung angepasst.

<sup>4</sup> Fuchs, W.: Biographische Forschung, Westdeutscher Verlag, Opladen 1984, S. 10 u. 38f. Siehe auch Szczepanski, J.: Die biographische Methode, in: König, R., Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1974, S. 226-252.

allerdings nicht für andere gedacht war. Aber ein Bericht über die Bombardierung Hamburgs im Juli 1943, den sie während der Zeit ihrer Schwangerschaft schrieb, ist an einen Leser gerichtet: an mich. Als Journalistin veröffentlichte sie ferner Artikel, die hier ebenfalls verwandt werden.

Ergänzt werden alle »subjektiven« Äußerungen durch »objektive« Dokumente wie Geburtsurkunden, Taufscheine, Heiratsurkunden etc., soweit sie vorliegen. Dass diese Dokumente und vor allem die Briefe erhalten sind, ist einem Zufall geschuldet: Das Haus, in dem sie aufbewahrt wurden, überstand die Bombardierung Hamburgs.

Der folgende Text umfasst einen Zeitraum von 150 Jahren. Er zeigt eigentlich eine Ungeheuerlichkeit: dass Frauen schufteten und Verantwortung übernahmen und das Überleben der Familien sicherstellten – aber nicht die gleichen Rechte und die gleichen gesellschaftlichen Möglichkeiten hatten wie Männer. Um diese Ungeheuerlichkeit geht es in diesem Buch.

## 2. Auguste kommt aus dem Oderbruch

»Ich habe eine Provinz im Frieden gewonnen.«  
Friedrich II., Mitte des 18. Jahrhunderts, über das Oderbruch

Friedrich II. (1712-1786) hatte zu wenige Untertanen. Er führte schließlich mehr Kriege als sein Vater, König Friedrich Wilhelm I., der der »Soldatenkönig« genannt wurde. Er versuchte, Land zu gewinnen, um Menschen aus der Ferne in Preußen anzusiedeln. Da geriet ihm das Oderbruch ins Blickfeld.

Es war, wie der Name »Bruch« anzeigt, eine moorige, sumpfige Landschaft, die von vielen kleinen Armen der Oder durchzogen wurde. Regelmäßig kam mit der Schneeschmelze von Süden her die Flut, die die Deiche brechen ließ und das ganze Bruch in einen einzigen See verwandelte.<sup>1</sup> Im Sommer 1736 gab es ein schweres Oder-Hochwasser, das in der Stadt Wriezen und in den umliegenden Dörfern verheerende Schäden anrichtete. Die Bewohner des Oderbruchs verloren ihre gesamte Habe.<sup>2</sup>

Friedrich II. hatte, nachdem er 1740 den Thron bestiegen hatte, den Mathematiker Leonhard Euler (1707-1783) an die Akademie der Wissenschaften nach Berlin geholt.<sup>3</sup> Diesen kontaktierte Friedrich nun und bat ihn um eine »präzise Rechnung, ob die Trockenlegung eines solch riesigen Sumpfbereiches auch funktioniert.«<sup>4</sup> Das Problem war, ob das niedrige Gefälle der Landschaft ausreichen würde, damit der Fluss von Süden nach Norden in die Ostsee fließt.

Widerstand kam vonseiten der »Brücher«, der Bevölkerung des Oderbruchs. Sie fürchteten Einbußen bei ihren Einkünften. Die meisten Männer waren Fischer. Der Fischreichtum des Bruchs war legendär. Es gab Störe, Hechte, Zander, Forellen und Barsche. Das Oderbruch war die absatzstärkste Binnenfischerei in ganz Europa, geliefert wurde überall hin. Die Brücher (»die Hechtreißer«) sagten: »Wir leben mit den Überschwemmungen.« Friedrich nannte sie die »störrischen Oderbrücher«.<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Ohler, N.: Die Gleichung des Lebens, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017, S. 37.

<sup>2</sup> Heidenhain, B.: Juden in Wriezen, Universitätsverlag Potsdam, Potsdam 2007, S. 22 u. 50.

<sup>3</sup> Brockhaus Enzyklopädie, Fünfter Band, F.A. Brockhaus, Wiesbaden 1968, S. 758.

<sup>4</sup> Ohler 2017, a.a.O., S. 63.

<sup>5</sup> Ebenda, S. 32, 42, 93, 142 u. 284.

*Straße in Wriezen.  
Aufnahme von  
1929.*



Der König setzte sich durch. 1747 wurde mit der Begradigung der Oder begonnen. Ein ausreichend hoher Deich wurde gebaut, und die Oder bekam ein gut 20 km langes neues Flussbett. Das alte Flussbett trocknete nicht ganz aus, sondern wurde zur Entwässerung des Bruchs genutzt. Jahrelang zogen sich die Arbeiten an der Trockenlegung des Oderbruchs hin.<sup>6</sup> Hauptstadt des Bruchs war Wriezen.

Friedrich warb in zahlreichen deutschen und nicht-deutschen Ländern Menschen an. Er ließ in Nachbarländern Rekrutierungsstationen errichten und Anzeigen in den populären Journalen schalten. Insbesondere ermunterte er diejenigen zu kommen, die in ihrer alten Heimat aus Gründen ihrer Religion verfolgt wurden. Er versprach, die Reisekosten zu übernehmen und die Neuansiedler vom Militärdienst zu befreien. Sie brauchten keiner-

---

<sup>6</sup> Winter, C.: Das Oderbruch – Liebe auf den zweiten Blick, Findling-Verlag, Bliesdorf 2011, S. 16f.

lei Einfuhrsteuern auf ihren Besitz zu zahlen, und für die ersten Jahre sagte der König ihnen Steuerfreiheit zu. Sie waren frei von Leibeigenschaft, und ihnen wurde eine freie Religionsausübung garantiert.

So kamen als erstes 1200 Pfälzer aus der Gegend von Zweibrücken.<sup>7</sup> Es entstanden im Oderbruch insgesamt 40 neue Dörfer mit ca. 1300 Kolonistenfamilien aus der Pfalz, aus Bayern, aus Württemberg, aus Hessen, aus Mecklenburg, aus Sachsen, aus Niederösterreich und aus der französischsprachigen Westschweiz.<sup>8</sup>

In einem Kolonistenbrief vom September 1764 heißt es:

»Seine Königl. Majestät in Preußen, Unser allergnädigster Herr haben von denen Etablissements, welche auf Allerhöchst Dero Kosten in dem hiesigen Oder-Bruche errichtet in dem Dorfe ... unter dem Bruch-Amte Wriezen dem Philipp Wagener ein Colonisten-Gut, unter nachstehenden Bedingungen, als ein Erb-Zins-Gut, Erb und eigenthümlich übergeben lassen ... Es wird dem Philipp Wagener aus Österreich gebürtig eine Colonisten-Nahrung, bestehend in den zur Wohnung und Wirtschaft benötigten Gebäuden, nebst dazu ... bestehend in Acker, Wiesen, Weiden, Garten, dergestalt übergeben und in Besitz gesetzt, dass er dieses ihm von Sr. Königl. Majestät geschenkte Colonisten-Gut als sein wohlerworbenes Erb-Zins-Gut auf die bestmögliche Art wird wirtschaftlich nutzen und anbauen können. Dem Colonisten Philipp Wagener stehet frei, dieses Gut auf seine Kinder, Kindes-Kinder und Nachkommen zu vererben oder zu vermachen, so wie es die Landes-Gesetze erlauben. Jedoch da Sr. Königl. Majestät Haupt-Absicht bei Errichtung dieser Colonie dahin geht, dass der Colonist im Lande bleiben und sich auf diesem Gut ernähren solle, keineswegs aber damit Handel zu treiben und zu wuchern; so behalten sich Sr. Königl. Majestät hiermit ausdrücklich vor, dass der Colonist dieses Gut ohne ausdrücklichen Consens ... vor der dritten Generation weder verpfänden noch ganz oder zum Teil zu veräußern befugt sein solle ... So geschehen zu Wriezen 27. September 1764.«<sup>9</sup>

In Wriezen sprach man Uckermärker Platt. Es war dem Mecklenburger Platt verwandt. Doch als die Kolonisten kamen, sprachen sie alle möglichen Sprachen. Es gab sogar Französisch sprechende Schweizer, die das Oderbruch besiedelten. Auch viele Hugenotten kamen, denn die Hohenzollernkönige wa-

---

<sup>7</sup> Ohler 2017, a.a.O., S. 215f., 286, 300, 312f., 319f. u. 335.

<sup>8</sup> Winter 2011, a.a.O., S. 19.

<sup>9</sup> Ebenda, S. 22.





*Jüdischer Friedhof in Wriezen. Aufnahme von 2019.*

ren Reformierte. In Neu-Trebin, einem großen Kolonistendorf, erinnert eine Statue von Friedrich II. an die Zeit der Besiedlung.

Unter den Kolonisten fanden sich aber keine Juden. Der Preußenkönig sorgte dafür, dass sich nur solche Personen als Kolonisten ansiedelten, die bereits Erfahrungen mit der Bewirtschaftung von etlichen Morgen Land besaßen,<sup>10</sup> also Fachleute waren. Juden aber besaßen nirgends Land, das sie hätten bewirtschaften können, um Erfahrungen mit Landwirtschaft zu erwerben.

Die bereits im Oderbruch, besonders auch in Wriezen, lebenden Juden waren vor allem Händler,<sup>11</sup> keine Landbesitzer. Schon im 17. Jahrhundert siedelte sich der erste Jude in Wriezen an, im 18. Jahrhundert folgten ihm weitere. 1773 wurde von Berliner Juden eine Schnallen- und Hakenfabrik in der Stadt eröffnet.<sup>12</sup>

Friedrich der Große liebte die Juden nicht besonders. Er erlegte ihnen Sondersteuern auf und begrenzte ihre Freizügigkeit.

---

<sup>10</sup> Radio Berlin Brandenburg (RBB), Rund um ... Das Oderbruch, Fernsehsendung vom 22.6.2019.

<sup>11</sup> Heidenhain 2007, a.a.O., S. 93 u. 96.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 22.



*Marienkirche  
in Wriezen.  
Aufnahme  
Pfingsten 1930.*

Erst mit dem Emanzipationsedikt von 1812 erfolgte die Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung mit der nichtjüdischen.<sup>13</sup> 1850 hatte die Stadt Wriezen 6100 Einwohner, wovon 100-120 Personen jüdischer Herkunft waren, also etwa 2%.<sup>14</sup> 1933 lebten 127 Juden in Wriezen; da hatte die Stadt 7800 Einwohner.<sup>15</sup> Der Anteil der jüdischen Bevölkerung war mit 1,5% größer als im Deutschen Reich insgesamt mit 0,5%. Der jüdische Friedhof in Wriezen, der 1730 errichtet wurde, gehört heute zu den »besterhaltenen« in Brandenburg mit 131 gut erhaltenen Grabplatten.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 23-25.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 22 u. 89.

<sup>15</sup> Brockhaus Enzyklopädie, 20. Bd., F.A. Brockhaus, Wiesbaden 1974, S. 494.

In Wriezen lebte die jüdische Bevölkerung friedlich mit der nichtjüdischen, und die jüdischen Kinder spielten mit den nichtjüdischen. So erzählte es mir meine Mutter, die als Kind regelmäßig ihre Sommerferien in der kleinen Stadt bei ihrer Großmutter Auguste verbrachte.

Die Synagoge in Wriezen, die in der Mauerstraße stand, brannte allerdings in der Pogromnacht am 9. November 1938 nieder.

Wriezen wurde am Ende des Zweiten Weltkriegs stark zerstört. Noch am 9. März 1945 hatte Adolf Hitler die Front bei Wriezen besucht.<sup>16</sup> Die Stadt wurde von der Wehrmacht als Festung ausgebaut, die Bevölkerung war zuvor geflohen. Wriezen war eine »tote Stadt«.

Es kam zu tragischen Erschießungen: Fritz Dornbusch aus Dresden war bei Kriegsende schwer krank aus dem KZ Sachsenhausen als Kommunist entlassen worden. Er versuchte, die Stadt Wriezen kampfflos an die Rote Armee zu übergeben. Fritz Dornbusch wurde bei der Einnahme Wriezens von sowjetischen Soldaten zusammen mit anderen Zivilisten in einem Luftschutzkeller umgebracht.<sup>17</sup>

Ein Zeitzeuge, der als Gefangener der sowjetischen Besatzungsmacht in den ersten Nachkriegstagen nach Wriezen kam, berichtete: »Die kleine Stadt war total zerstört und roch noch nach Brand, Tod und Vernichtung«. Es habe kaum noch ein Haus gestanden. »Gespenstisch ragten oft nur noch die stehengebliebenen gemauerten Schornsteine in den Abendhimmel ...«<sup>18</sup>

Die Hauptstadt des Oderbruchs wurde 1945 zu 90% zerstört. Die spätgotische Kirche ist eine Ruine geblieben. Sie war eine Ruine, als ich 1954 als Zehnjährige Wriezen mit Mutter und Großmutter besuchte, und sie war eine Ruine, als ich mehr als ein halbes Jahrhundert später, 2019, mit meiner Tochter nach Wriezen kam.

In der Märkischen Oderzeitung (MOZ) vom 5. April 2019 wurde gebeten, für den Wiederaufbau und fürs Kirchengestühl zu spenden. Der Brunnen vor der Kirche erregte bei seiner Aufstellung Ärger. Ein kleiner Teufel mit erigiertem Penis steht auf seiner Spitze. Eine der Figuren, die den Brunnen säumen, hat ein Brett vorm Kopf.

---

<sup>16</sup> Lakowski, R.: Seelow 1945. Die Entscheidungsschlacht an der Oder, Verlag E.S. Mittler, Hamburg u.a. 2011, S. 42f.

<sup>17</sup> Scheer, R.: Geschützte Leere, in: Leo, A./Reif-Spirek, P. (Hrsg.), Vielstimmiges Schweigen, Metropolis Verlag, Berlin 2001, S. 127-151, hier: S. 147.

<sup>18</sup> Horstmann, B.: Prinz-Albrecht-Str. 8. Der authentische Bericht des letzten Überlebenden von 1945, Langen Müller, München 1997, S. 157-179.



*Ruine der Marienkirche in Wriezen mit Brunnen davor von Hans Engelhardt.  
Aufnahme von 2019.*

Heute reist man mit der Niederbarnimer Eisenbahn (NEB), einem privaten Unternehmen, nach Wriezen. Die Deutsche Bahn hat die eingleisige Strecke aufgegeben. Das große weiße Bahnhofsgebäude wird nicht mehr benutzt: Die Türen sind verschlossen, die Fenster vernagelt. Die Bahnhofsuhr ist stehengeblieben: sie zeigt zwölf Uhr. Aber High Noon ist lange vorbei.

Die Wilhelmstraße ist die Hauptstraße Wriezens, heute eine Fußgängermeile. In der Nummer 40 wohnte Auguste, meine Urgroßmutter. Schilder in den Ladenschau fenstern zeigen an, dass die Läden zu vermieten seien. Nahezu menschenleer ist diese Straße, in der Sonnabend ab 14 Uhr alle Geschäfte geschlossen sind. Die einzige Person, die dann noch zu erblicken war, war eine Frau in geblümter Kittelschürze. Meine Großmutter Marta, die Tochter von Auguste, trug zeitlebens solche Kittelschürzen. Seitdem habe ich dieses Kleidungsstück nie mehr gesehen. Hier in Wriezen scheint die Zeit stehengeblieben zu sein.



*Wilhelmstraße in Wriezen etwa 1930.*

In der Wilhelmstraße befindet sich das Büro der »Alternative für Deutschland« (AfD). Bei der Landtagswahl im September 2019 wurde die Partei stärkste Kraft im Oderbruch. In beiden Oderbruch-Wahlkreisen wurden die Kandidaten der AfD direkt gewählt. 27% der Wahlberechtigten stimmten für sie.<sup>19</sup>

Das Oderbruch ist ein weites Land mit riesengroßen Feldern, auf denen Kraniche stolzieren. Neu asphaltierte schnurgerade Straßen, von alten Eichen flankiert, durchziehen das Land. Die Zahl der Autos ist eher spärlich.

Man kommt durch Dörfer, die keinen Stadtkern haben. Störche nisten in Nestern auf hohen Stangen. Die Häuser säumen die Straßen traufständig – nicht der Giebel zeigt zur Straße, sondern die Seite mit der Regentraufe. Sie sind entlang der Straße aufgereiht in Straßendörfern. Andere Gehöfte stehen vereinzelt zwischen den Feldern. Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden die Loosehöfe, einzeln stehende Höfe (das Land wurde »verlost«), die heutzutage in sich zusammenfallen. Die Ortsnamen haben am Ende die Silbe »... loose« oder die Vorsilbe »Neu«. Begünstigt durch den europäischen Naturschutz haben sich Biber breitgemacht, die nun die Straßen unterhöheln und

---

<sup>19</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 3.9.2019.



*Wilhelmstraße in Wriezen heute. Aufnahme von 2019.*

Schäden anrichten.<sup>20</sup> Nur am Ufer der Oder findet sich einiges Leben. Der Fluss selbst fließt still vor sich hin. Keine Binnenschiffer fahren auf ihm wie früher. Nur einzelne Schwäne schwimmen auf dem Wasser. Am Rand aber, hinter dem Deich, der seit der Überflutung und den Brüchen aus dem Jahr 1997 erhöht wurde, sind neue Start-ups der Gastronomie mit extravaganten Etablissements entstanden. In Oderaue Zollbrücke spielt das »Theater am Rand« neben einem hippen Restaurant. In Groß Neuendorf, einem früheren Hafen der Oder, der heute verwaist ist, kann man in ausrangierten Eisenbahnwaggons übernachten oder im ehemaligen Verladeturm, einem Silo, eine Ferienwohnung mieten.

---

<sup>20</sup> Radio Berlin Brandenburg (RBB), Mein Oderbruch, mit Thomas Rühmann, Sendung vom 3.7.2018.

## 27. Schluss

Ein Jahr nach Ilse's Tod wurde das letzte Gesetz, das die Frauen unter die Dominanz ihrer Ehemänner stellte, abgeschafft. Seit dem Jahr 1997 ist eine Vergewaltigung auch in der Ehe strafbar. Das konnte nur durch ein fraktionsübergreifendes Bündnis der weiblichen Abgeordneten erreicht werden. Die Parteien der Regierungskoalition unter Helmut Kohl hätten gerne alles beim Alten gelassen.

Seitdem verfügen Ehefrauen weitgehend über ihren eigenen Körper. Nur im Falle einer ungewollten Schwangerschaft unterliegen Frauen immer noch der staatlichen Kontrolle. Denn die Abtreibung ist nach wie vor gesetzeswidrig und nur unter bestimmten Bedingungen straffrei.

Es gilt nach wie vor, was die Bundesverfassungsrichter mehrheitlich 1975 ausführten, dass nämlich die »Rechtsordnung nicht das Selbstbestimmungsrecht der Frau zur alleinigen Richtschnur ihrer Regelungen machen [darf]«. Der Präsident des Ersten Senats, Ernst Benda, der die 1975er Entscheidung mit prägte, meinte acht Jahre später allerdings, 1983, dass jeder Mensch ein »informationelles Selbstbestimmungsrecht« habe. Mit Urteil vom 15. Dezember 1983 stärkte das Bundesverfassungsgericht das Individuum in seiner Abwehr gegen staatliche Auskunftsforderungen. Nur gegen die Forderung des Staats an eine Frau, eine Schwangerschaft auszutragen, hülften keine »Persönlichkeitsrechte«. Denn: »Der Staat muss grundsätzlich von einer Pflicht zur Austragung der Schwangerschaft ausgehen.«<sup>1</sup>

So ergab sich nun folgende Situation: Eine Frau kann selbst darüber bestimmen, welche *Informationen* sie über ihre Gebärmutter weitergibt, z.B. ob eine Schwangerschaft vorliegt, sie kann aber nicht darüber selbst bestimmen, was im *Innern* ihrer Gebärmutter passiert. »Ho-Ho-Ho, Benda in den Zoo«, skandierten die Studenten.<sup>2</sup>

Nach der deutschen Wiedervereinigung 1990 ging es darum, das Abtreibungsrecht von beiden deutschen Ländern anzugleichen. Denn in der DDR galt seit 1972 die Fristenlösung. Die DDR-Schriftstellerin Christa Wolf prangerte die »männliche Heuchelei« an. Sie sagte, diese mache sie krank; »das ur-

---

<sup>1</sup> BVerfGE 39,1-59, RN 156.

<sup>2</sup> Benda, E.: Nicht nur Blumenkinder. Die 68er und ihre Leistungen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31.1.2001.

alte Machtspiel um die Verfügungsgewalt über Frau und Kind versteckt sich hinter der Sorge um das ungeborene Kind«.<sup>3</sup>

Am 26. Juni 1992 verabschiedete der Bundestag ein neues Abtreibungsrecht. Nur weil 32 CDU-Abgeordnete dem »Gruppenantrag« von SPD und FDP zustimmten, konnte die »Fristenlösung mit Beratungspflicht« das Parlament passieren.<sup>4</sup> Am 4. August 1992 sorgte aber das Bundesverfassungsgericht mit einer einstweiligen Anordnung dafür, dass die Neufassung nicht in Kraft treten konnte.<sup>5</sup>

Die Richter des Zweiten Senats waren zur Hälfte von der Union vorgeschlagen worden, zur anderen Hälfte von der SPD. Ein Verfassungsverstoß kann nur mit (»überhäufiger«) Mehrheit des Senats festgestellt werden.<sup>6</sup> Dass die von der CDU/CSU vorgeschlagenen Richter eine Fristenlösung (auch eine solche mit Beratungspflicht) als verfassungsmäßig ablehnten, kann angenommen werden. Welcher der vier von der SPD vorgeschlagenen Richter hielt aber das Gesetz für verfassungswidrig? Wahrscheinlich war es Ernst-Wolfgang Böckenförde (1930-2019). Der bekennende Katholik war als Student Mitglied in einer katholischen Studentenverbindung (KV). Er trat 1967 in die SPD ein und war 1970 an einem (ersten) Vorschlag der SPD zum Abtreibungsrecht mit einer Indikationslösung beteiligt, der allerdings nicht die Mehrheit der Partei fand. Böckenförde war Mitglied der Juristenvereinigung »Lebensrecht e.V.«, er galt deshalb zunächst als befangen, über die Verfassungsmäßigkeit des vorgelegten neuen Gesetzes zu entscheiden.<sup>7</sup>

Die in der Folge verabschiedete gesetzliche Regelung sieht heute eine Strafbarkeit der Abtreibung vor. Straffrei bleibt der Schwangerschaftsabbruch nur unter bestimmten Bedingungen. Dazu gehört eine Zwangsberatung, die nach dem Willen des Bundesverfassungsgerichts vom 28. Mai 1993 die schwangere Frau »für das Austragen des Kindes gewinnen« soll.<sup>8</sup> Zum Internationalen Frauentag am 8. März 2020 forderten die Frauen abermals die Abschaffung des § 218.<sup>9</sup>

---

<sup>3</sup> Wolf, Chr.: Ein Tag im Jahr. 1960-2000, Luchterhand Literaturverlag, München 2003, S. 473.

<sup>4</sup> Anonyma: CDU-Ossis retteten §218-Reform, in: Emma Nr. 8: 1992, S. 22-25.

<sup>5</sup> Grundsätzliche Rechtspflicht, das Kind auszutragen. Leitsätze der Richter, in: Frankfurter Rundschau vom 29.5.1993.

<sup>6</sup> Lübke-Wolf, G.: Der neue Chef, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.6.2020.

<sup>7</sup> Wikipedia (21.6.2020).

<sup>8</sup> Eckart, W. U.: Ein moralphilosophischer und rechtlicher Kompromiss, in: Deutsches Ärzteblatt 111: 2018, S. C 1545-1550.

<sup>9</sup> Elpelt, J.: Wir wollen nicht nur Rosen, in: Ver.di publik Nr. 1: 2020, S. 7.



Über jedes Organ kann eine Frau inzwischen selbst bestimmen – nur nicht über ihre Gebärmutter. Das Organspendegesetz, das am 16. Januar 2020 vom Bundestag verabschiedet wurde, sieht vor, dass jeder Mensch sogar über seinen Tod hinaus ein Selbstbestimmungsrecht auf seine Organe habe. Das Individuum entscheidet somit über sich und seine Organe selbst. Nur eine Frau entscheidet nicht selbst über ihre Gebärmutter.

Die Gesellschaft sei in vielen Bereichen geradezu »autonomiebesoffen«. Immer gehe es um die »höchstpersönliche Entscheidung eines Menschen«, die »grundgesetzeschonender« sei; immer gelten »Autonomie und der freie Willen«. <sup>10</sup> »Wem gehört der Mensch?«, fragte die grüne Bundestagsabgeordnete Annalena Baerbock am 16. Januar 2020 anlässlich der Debatte über die Organspende im Bundestag, und sie gab gleich die Antwort: »Der Mensch gehört nicht dem Staat, nicht der Gesellschaft, sondern sich selbst.« <sup>11</sup>

Er könne auch über eine Selbsttötung bestimmen. Mit sechs Urteilen vom 26. Februar 2020 entschied das Bundesverfassungsgericht, dass der Mensch ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben habe, und zwar in jeder Phase seines Lebens. <sup>12</sup> Das allgemeine Persönlichkeitsrecht gewährleiste das Recht, selbstbestimmt die Entscheidung zu treffen, sein Leben eigenhändig und gewollt zu beenden. Das Recht, sich selbst zu töten, umfasse dabei auch die Freiheit, hierfür bei Dritten Hilfe zu suchen. Der Senat führte aus: »Die selbstbestimmte Wahrung der eigenen Persönlichkeit setzt voraus, dass der Mensch über sich nach eigenen Maßstäben verfügen kann.« Nur eine Schwangere kann nicht über ihre Gebärmutter verfügen.

Angesichts dieser jüngsten Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts wirkt der Gebärzwang anachronistisch – wie aus der Zeit gefallen. Er verstößt gegen die verfassungsrechtlich geschützte Würde, die Selbstbestimmung, die Gleichberechtigung und die Gewissensfreiheit von Frauen. <sup>13</sup> Bevölkerungspolitisch ist ein Abtreibungsverbot wirkungslos, und die Androhung von Strafe hat noch nie Straftaten verhindert. Die Abtreibungsfrage ist ein Gradmesser für die gesellschaftliche Anerkennung der Frau als gleichwertiges Subjekt. Das Abtreibungsverbot ist die letzte Machtausübung über Frauen.

---

<sup>10</sup> Kehler, M. L.: »Es geht um den freien Willen«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16.1.2020.

<sup>11</sup> Geyer, Chr.: Nicht ohne ein Ja, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17.1.2020.

<sup>12</sup> Heinz, Th. K.: Das Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung ist verfassungswidrig, in: Hessisches Ärzteblatt Nr. 4: 2020, S. 236f.

<sup>13</sup> Berghahn 1993, a.a.O., S. 127f.

Im Sinne einer konsistenten Verfassungsinterpretation weichen Bundesverfassungsrichter ungern von einer einmal gewonnenen Ansicht ab. Das ist ja auch sinnvoll. Denn Richter, die die Verfassung mal so und mal anders auslegen, verlieren das Vertrauen der Bevölkerung. Aber: »Verfassungsrechtsprechung folgt dem Zeitgeist.«<sup>14</sup> Und so weichen die Bundesverfassungsrichter manchmal doch von einer einmal gefassten Meinung ab.

So hat das Bundesverfassungsgericht am 28. Januar 1987 verkündet, dass die unterschiedlichen Altersgrenzen für Frauen und Männer beim Bezug des Altersruhegelds rechtens und verfassungsgemäß seien.<sup>15</sup> Frauen erhielten damals ab Vollendung des 60. Lebensjahrs Altersrente aus der gesetzlichen Rentenversicherung, Männer erst ab Vollendung des 65. Lebensjahrs. Die frühere Altersgrenze für Frauen wurde von den Richtern damit begründet, dass die versicherte Frau vielfach eine Doppelbelastung als Arbeitnehmerin und Hausfrau habe, die eine frühzeitige Abnutzung der Kräfte hervorrufe. Die biologischen Unterschiede habe der Gesetzgeber bei Verabschiedung des Gesetzes dabei in der geringeren körperlichen Belastbarkeit der Frau gesehen. Die funktionalen Unterschiede, die zur *Doppelbelastung* der erwerbstätigen Frau führten, wurzelten zwar in überkommenen Rollenvorstellungen, dies nehme ihnen doch nichts von ihrer Objektivität.

Auf den Tag genau fünf Jahre später fand das Bundesverfassungsgericht (Erster Senat) jedoch, dass das Argument der *Doppelbelastung* nicht bemüht werden dürfe bei einem unterschiedlichen Schutz vor Nacharbeit. Seit 1891, also seit 100 Jahren, bestand ein Nachtarbeitsverbot für Arbeiterinnen. Dieses sei – so die Bundesverfassungsrichter – jedoch nicht mit dem Art. 3 des Grundgesetzes vereinbar, der eine Gleichbehandlung der Geschlechter erzwingt.<sup>16</sup> »Nachtarbeit sei für alle Menschen schädlich«, es gebe keine biologischen Unterschiede. Die Richter sahen wohl die Schwierigkeiten von nachtschichtarbeitenden Frauen, nach einer Nachtschicht schlafen zu können – es gab damals noch keinen Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz für Kinder, die tagsüber zu versorgen waren. Die Ungleichheit bei der Familienarbeit resultiere aber aus einer »überkommenen Rollenverteilung, die durch staatliche Maßnahmen nicht verfestigt werden dürfe«.

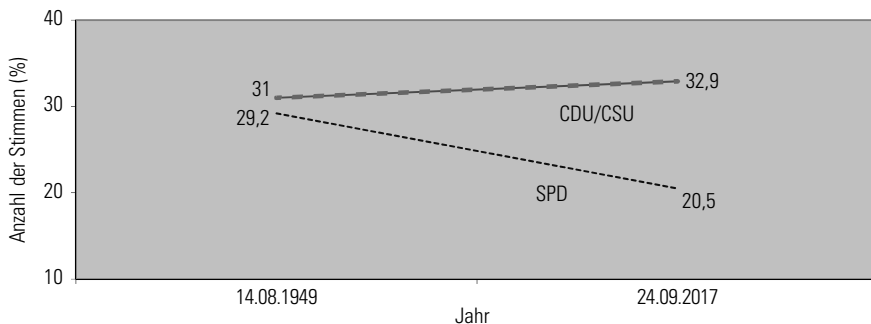
---

<sup>14</sup> Volkmann, U.: Der Herde folgen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.5.2020.

<sup>15</sup> BVerfGE 74,170; Köhn, R.: Frauenerwerbstätigkeit, Waxmann Verlag, Münster/New York 1991, S. 52.

<sup>16</sup> Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 28.1.1992 zum Nachtarbeitsverbot für Arbeiterinnen.

**Abbildung 5: Wahlen zum Deutschen Bundestag 1949 und 2017**



So wurde eine Schutznorm für Frauen aufgehoben mit dem Argument der Gleichbehandlung der Geschlechter. Der Senat (wieder ein »Schneewittchen-Senat«, mit sieben Männern und einer Frau) folgte mehrheitlich dem Bericht-erstatte Jürgen Kühling (1934-2019; von der SPD vorgeschlagen) und dem Zeitgeist mit einer Liberalisierung des Arbeitszeitrechts – zu Ungunsten der erwerbstätigen Frauen.

Dass die erwünschte Gleichberechtigung zunächst so langsam vorankam, hing sowohl mit der geringen politischen Präsenz der Frauen zusammen als auch mit dem weiblichen Wahlverhalten.

Meine Ur-Urgroßmutter Erdmuthe durfte allerdings überhaupt noch nicht an politischen Wahlen teilnehmen. Meine Urgroßmutter Emilie starb, bevor es ein Frauenwahlrecht gab. Die Verabschiedung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, das die Dominanz von Ehemann und Vater vorschrieb, oblag 1900 allein Männern. Meine Urgroßmutter Auguste war 61 Jahre alt, als sie zum ersten Mal zur Wahlurne ging. Marta, meine Großmutter, durfte mit 36 Jahren wählen.

Das war am 19. Januar 1919 bei der Wahl zur Nationalversammlung. Aber die Mehrheit der Frauen wählte damals nicht die Sozialdemokraten, obwohl diese diejenigen waren, die schon im Kaiserreich als Partei *für* das Wahlrecht der Frauen eintraten und den Frauen schließlich das Wahlrecht besicherten.

Ganz ähnlich waren die Verhältnisse 30 Jahre später bei der ersten Bundestagswahl. Bei der Wahl zum ersten Bundestag im August 1949 wählten die Frauen nicht mehrheitlich die SPD, die ihnen die Gleichberechtigung gebracht hatte. Denn ansonsten hätte die SPD mehr Stimmen bekommen müssen als

die tatsächlichen 29,2% (Abb. 5). Die Frauen der Bundesrepublik wählten jahrzehntelang die CDU/CSU – überproportional häufiger als die Männer.<sup>17</sup>

Es gibt zwar Schwankungen im Wahlverhalten mit Aufs und Abs – aber bei Betrachtung des langfristigen Trends ist nicht zu übersehen, dass – verglichen mit dem Ausgangsdatum 1949 – die konservativen Stimmen insgesamt sogar zunehmen – und die für die Sozialdemokraten abnehmen. Die Frauen danken es der SPD nicht, dass diese ihnen die Gleichberechtigung beschert hat.

Die »Hausfrauenehe« wurde als Modell der Ehe erst durch den sozialliberalen Gesetzgeber mit dem Eherechtsreformgesetz vom 11. Juni 1976 obsolet. Das Gesetz trat ein Jahr später in Kraft. Seitdem haben Männer und Frauen in der Ehe die gleichen Rechte und Pflichten; die Ehefrau kann ohne Zustimmung des Ehemanns eine außerhäusliche Erwerbsarbeit aufnehmen, wenn sie will.<sup>18</sup> Im Falle einer Ehescheidung gilt seitdem das Zerrüttungsprinzip, das Verschuldensprinzip wurde aufgehoben.

Bei der darauffolgenden Bundestagswahl nach Verabschiedung dieses Gesetzes, das nun endlich nach fast drei Jahrzehnten die verfassungsmäßige Gleichberechtigung der Ehepartner brachte, wählten die meisten Frauen aber dennoch nicht die SPD (und auch nicht die FDP). Bei der Bundestagswahl am 3. Oktober 1976 stimmten die Wählerinnen nach wie vor überproportional häufiger für die Union. Erst vier Jahre später, am 5. Oktober 1980, entschieden sich die Frauen für die SPD (und auch für die FDP). Das Gleiche-Rechte-in-der-Ehe-Gesetz war inzwischen in Kraft getreten. Die SPD bekam bei dieser Wahl 42,9% der Wählerstimmen. Das war ihr zweitbestes Ergebnis überhaupt in der Bundesrepublik.<sup>19</sup>

Wie brüchig die Gleichheit unter den Geschlechtern ist, erwies sich gut 40 Jahre später, als Anfang 2020 die Corona-Pandemie die Gesellschaft lahmlegte. Schulen und Kitas wurden geschlossen, Homeoffice angeordnet, wo immer möglich. Eine Karikatur zeigte eine Frau mit sechs Händen: »Mit einer Hand kochen, mit einer spülen, mit einer Wäsche waschen, mit einer Lego

---

<sup>17</sup> Anonymus: Frauenwahlrecht. Erst schwarz, dann grün, in: Der Spiegel Nr. 4: 2019, S. 24; Beerheide, R.: Wählen Frauen anders? In: Rohner, I./Beerheide, R. (Hrsg.), 100 Jahre Frauenwahlrecht, Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach/Taunus 2017, S. 53-62, hier: S. 54.

<sup>18</sup> § 1356 Abs. 1 BGB: Die Ehegatten regeln die Haushaltsführung im gegenseitigen Einvernehmen. Abs. 2: beide Ehegatten sind berechtigt, erwerbstätig zu sein.

<sup>19</sup> Ihr bestes Ergebnis bekam die SPD 1972 mit 45,8%. Doch bei dieser »Willy-Brandt-Wahl« wählten die Frauen noch überproportional häufiger die Union, obwohl Brandts Biograf meinte, dass »junge Paare« und »besonders ältere Damen« für Willy Brandt gestimmt hätten und dass Brandts »Anziehungskraft auf Frauen« stark gewesen sei (Merseburger 2004, a.a.O., S. 656 u. 729).

spielen, mit einer das Handy halten für das Zoom-Meeting bei der Arbeit und mit einer die Ergebnisse in den Computer tippen.« Die Frau brauchte allerdings noch eine siebte Hand fürs Homeschooling. Die Soziologin Jutta Allmendinger, Professorin der Humboldt-Universität und Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB), fürchtete, dass Frauen bei dieser Belastung »unter Umständen Karriereschritte verpassen«. Mit einer finanziellen Entschädigung würde den gestressten Frauen nicht geholfen: Ein »Corona-Elterngeld« käme einer »Herdprämie« gleich.<sup>20</sup> Denn Frauen verbrachten einer Umfrage entsprechend 36% mehr Zeit mit den Kindern als früher, bedingt durch den Lockdown, während aus der Befragung der Männer hervorging, dass sie sich nur 9% mehr Zeit um die Kinder kümmerten als vor der Corona-Krise. Einer Vor-Corona-Initiative der Familienministerin Franziska Giffey (SPD), die DAX-Unternehmen zu verpflichten, in Vorständen mit mehr als drei Mitgliedern jeweils mindestens eine Frau zu beschäftigen, standen CDU und Unternehmen ablehnend gegenüber. Dazu sagte Franziska Giffey: »Frauen sind gut genug, um sich um Kinder, Pflegebedürftige, die Supermarktkasse oder die Familie zu kümmern, aber einen gerechteren Anteil an Führungspositionen soll es nicht geben, das geht einfach nicht.«<sup>21</sup> Inzwischen hat die Regierung eine Regelung auf den Weg gebracht, derzufolge in großen Unternehmen unter vier Vorständen eine Frau sein müsse.<sup>22</sup>

Gerade Jutta Allmendinger hatte aber in der Vor-Corona-Zeit auch immer wieder beklagt, dass Frauen nach der Geburt des ersten Kindes nur noch in Teilzeit tätig würden: »Früher Nur-Hausfrau, heutzutage Teilzeit!« Von einer Teilzeitarbeit aus seien aber oberste Karrierepositionen nicht zu erlangen.

Es sind nach wie vor die hausfrauennahen Berufstätigkeiten, die Frauen erledigen. Diese Ungleichheiten hatte der Gesetzgeber 1976 verhindern wollen, als er beiden Ehepartnern *gleichermaßen* ermöglichte, sowohl erwerbstätig zu sein als auch die Hausarbeit zu bewerkstelligen.

Da war Ilse bereits im Ruhestand. Als Pensionärin blickte sie auf das Parlament, das den Frauen ein Ehemodell verschaffte, das sie 1943, ein Dritteljahrhundert zuvor, gern bei ihrer Heirat gehabt hätte.

Geld zu verdienen und Geld zu haben, ist nun mal die Voraussetzung für ein selbstständiges Leben. Indem den Frauen in der Ehe die Berufstätigkeit erschwert wurde, wurden sie zur Abhängigkeit gezwungen. 45 Jahre vor Ver-

---

<sup>20</sup> Clauß, A.: Die neue Herdprämie, in: Der Spiegel Nr. 18: 2020, S. 6.

<sup>21</sup> Zit. n. Höhne, V./Müller, A.-K.: »300 Euro für jedes Kind«, in: Der Spiegel Nr. 21: 2020, S. 36f.

<sup>22</sup> Anonymus: Merkel pocht auf Parität, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9.3.2021.

abschiedung des Eherechtsreformgesetzes, 1931, schrieb Irmgard Keun, eine Berlinerin, nur wenig älter als Ilse, über »Gilgi« und ihren Martin:

»Gilgi«, sagt Martin am Sonntagmorgen, »du solltest nicht mehr ins Büro gehen. Sollten wir nicht zusammen von meinem Geld leben?« Darauf Gilgi zu Martin: »Ich muss doch Geld verdienen, um nach Paris und Spanien zu fahren. – Ich werde dir neue Hemden nähen – hinten in der Kammer steht noch eine Nähmaschine –.« Zum ersten Mal ist Krach... Es macht ihm Spaß, mit ihr zu hantieren wie mit einer Puppe. Dann Gilgi: »Martin, ich kann dir eine Freude machen, ich geh' nicht mehr ins Büro.« Aber ihre Freundin sagt: »Du sollst nicht dein Leben auf ihn bauen. Du brauchst deine Arbeit und deine Selbstständigkeit.« Martin spricht von Gilgis »Unabhängigkeitspsychose«.«<sup>23</sup>

Über ein Vierteljahrhundert verdiente meine Großmutter als Heimarbeiterin mit ihrer fußbetriebenen Nähmaschine das Familieneinkommen. Sie saß bis nachts und »trampelte«. Nebenher versorgte sie Haushalt und Kinder. Sie hatte aber keine rechtliche Verfügung über das von ihr Verdiente. Als sie ihre Nähmaschine bei der Bombardierung Berlins verlor, war das eine Katastrophe für sie. Andere Frauen beklagten vielleicht den Verlust des schönen Ehebetts oder des Esszimmerschranks, Marta beklagte den Verlust ihrer Nähmaschine.

Das Leben meiner Großeltern Paul und Marta war ein typisches im Berlin der Weimarer Republik. So typisch, dass Hans Fallada aus einem solchen Leben einen Roman machte, durch den er 1932 weltberühmt wurde. Die Dichter und Schriftsteller sind oft besser in der Lage, die gesellschaftlichen Strukturen zu analysieren, als die Soziologen oder Historiker. Die Unterscheidung zwischen fiktionalen Romanen und realweltlichen Darstellungen wird zunehmend infrage gestellt.<sup>24</sup> Die Literatur sei besser als jedes andere Medium geeignet, die Wahrheit darzustellen. Es gebe Dinge, die man in einem Roman darstellen könne, an denen jeder dokumentarische Versuch scheitern müsse.<sup>25</sup>

Falladas Roman »Kleiner Mann – was nun?« beginnt mit der Weigerung des Arztes, eine Abtreibung vorzunehmen (»kommt überhaupt nicht infrage«). Und endet damit, dass der Protagonist arbeitslos wird: »Bin ich denn nichts mehr?« Erna, seine Ehefrau (»Lämmchen«), geht daraufhin Flicker

---

<sup>23</sup> Keun, I.: Gilgi – eine von uns, Ullstein Taschenbuch, Berlin 2018, S. 125-161.

<sup>24</sup> Gumbrecht, H. U.: 1926. Ein Jahr am Rand der Zeit, Suhrkamp Taschenbuchverlag, Frankfurt a.M. 2003, S. 460.

<sup>25</sup> So der schwedische Schriftsteller Per Olov Enquist (1934-2020). Hannemann, M.: Dinge, von denen man nur in einem Roman berichten kann, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 27.4.2020.

und Stopfen, schließlich näht sie auf einer alten Nähmaschine, die sie billig bekommt: »Für ein Kleid machen krieg ich acht Mark.«<sup>26</sup> – Marta bekam für ein »Kleid machen« ebenfalls acht Mark.

Auch die Lebensumstände des Berliner Ehepaars Quangel in dem Roman von Hans Fallada »Jeder stirbt für sich allein« scheinen von Marta und Paul abgeguckt zu sein. Der im Roman dargestellte Ehemann hatte eine »kleine Tischlerwerkstatt«, die er nicht halten konnte. Nach vier Jahren Arbeitslosigkeit wurde er 1934 »Werkmeister in der großen Möbelfabrik und brachte jetzt alle Wochen seine 40 Mark nach Hause«.<sup>27</sup> – Es sind bei Hans Fallada die Frauen, die das Überleben ermöglichen. Karl und Rieke sind ein drittes Roman-Paar, das Paul und Marta gleicht. Karl hatte in der Monarchie ein gutgehendes Fuhrgeschäft. Aber als er mit einer Verletzung aus dem Krieg zurückkehrte, kam er nicht mehr auf einen grünen Zweig. Rieke »hatte sich gehorsam an die Maschine gesetzt und fängt an zu treten ...« Sie ernährt die Familie mit Nähen. Doch: »Sie ordnete sich ihm noch williger als früher unter.«<sup>28</sup>

Zwei meiner Vorfahrinnen nähten. Emilie plättete. Die Frauen waren in jedem Fall mit Bekleidungen beschäftigt, auch wenn sie wie Tante Lotte (Martas Schwester) als »Einkäuferin« oder als Verkäuferin in einem Konfektionsbetrieb arbeiteten. Die Textilbranche bot die typische Frauenarbeit – eine professionelle Verlängerung der Hausfrauentätigkeit. Die Büroarbeit, jenseits von Handarbeit und Verkaufstätigkeit, war Aufstieg: Ilse und die Schwester Edith gingen ins Büro als Stenotypistin oder Fremdsprachensekretärinnen. Aber auch da arbeiteten sie einem Mann, einem Chef, zu. Jegliche Frauenarbeit war eine untergeordnete; immer hatte ein Mann das Sagen. Auf der Arbeit und auch zu Hause. Oder als amtlicher Vormund der verwaisten oder unehelichen minderjährigen Kinder.

Unvorstellbar, wie lange, wie viele Jahrzehnte (Jahrhunderte), Frauen diese niederen Positionen ertrugen. Sie machten alles: verdienten Geld, versorgten die Kinder – aber stets in abhängigen Positionen. Und wie viel Leid sie ertrugen! Meine Urgroßmutter Auguste verlor im Ersten Weltkrieg einen Sohn; der Tod machte dessen Ehefrau, Tante Lene, zu einer sehr jungen Kriegerwitwe mit zwei sehr kleinen Kindern. Meine Tante Edith verlor ihren Ehemann im Zweiten Weltkrieg – jahrelang hatte sie auf seine Rückkehr gewartet,

---

<sup>26</sup> Fallada 2002, a.a.O., S. 13 u. 424.

<sup>27</sup> Ders.: Jeder stirbt für sich allein, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 8-11 u. 19f. [Erstveröffentlichung 1949].

<sup>28</sup> Ders.: Ein Mann will nach oben, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1983, S. 263f., 269 u. 282.

bis klar war: Er kommt nicht zurück. Ihr Sohn war 1¼ Jahre alt, als er seinen Vater zum letzten Mal sah. Aber auch das normale Leben machte meine Vorfahrinnen (oft früh) zu unversorgten Witwen. Erdmuthe kämpfte dann ums Geld, um das Lehrgeld für ihren Sohn bezahlen zu können. Emilie hatte zwei Halbweisen zu ernähren. Auguste bekam als Witwe eines selbstständigen Handwerkers keine Rente und ging bei Wind und Wetter im wahrsten Sinne des Wortes über die Dörfer zum Nähen.

Nicht nur den Tod ihrer Männer mussten die Frauen ertragen. Sie hatten auch tote Kinder zu beklagen, denn die Säuglingssterblichkeit war hoch. Kleinkinder starben an Infektionen. Uneheliche Kinder, in Heimen untergebracht, hatten besonders schlechte Überlebenschancen. Um dieses Leid zu verhindern, gab es illegale Abtreibungen. Die Frauen hatten keine Verfügungsgewalt über ihren eigenen Körper und auch nicht über die von ihnen geborenen Kinder.

Ein Beobachter und Zeitgenosse schrieb 1910:

»Kein Eindruck war bei dieser ganzen trübseligen Lektüre für mich durchschlagender als der, dass das Leid der Frauen alles andere Leid weit überragt. Durch jährlich wiederkehrende Niederkünfte, durch Krankheit und Tod der Säuglinge, durch die Hausarbeit, durch die Erwerbsarbeit, durch die Prügel und die harte Behandlung, welche ihnen nicht nur von rohen trunksüchtigen, sondern auch sonst höherstehenden Männern zuteil wird, durch die ihnen oft allein zugeschobene Ernährung und Erhaltung der ganzen Familie, fällt eine übermenschliche Last von Opfern und Entbehrungen auf sie.«<sup>29</sup>

Jahrzehnte später, 1947, sagten die deutschen Kriegsgefangenen in »Wilton Park«, der britischen Reeducation-Hochschule, zu den wenigen weiblichen Teilnehmerinnen: Wenn die Frauen gleichberechtigt wären, könnten sie auch keinen Anspruch mehr erheben, höflich behandelt zu werden. Bei der Auswahl der Teilnehmer von Wilton Park handelte es sich um solche Männer, denen die Briten den demokratischen Aufbau des neuen Deutschlands zutrauten.

Wenn Frauen während der Weimarer Republik gegen die männliche Dominanz aufbegehrten, scheiterten sie. Spätestens scheiterten sie in der Nazizeit. »Tante Lotte« (meine Großtante) hatte einen mittleren sozialen Aufstieg geschafft: Sie war Einkäuferin eines Konfektionsbetriebs, der sie nach Wien schickte, sie war unverheiratet, hatte eine eigene »schöne« Wohnung –

---

<sup>29</sup> Soder 1980, a.a.O., S. 28f.



bis sie während der NS-Zeit zur Verkäuferin von Socken degradiert wurde. Die meisten jüdischen Konfektionshäuser waren arisiert worden. Als über 50-Jährige heiratete sie einen Mann, den sie unter anderen (»besseren«) Umständen nie geheiratet hätte. Sie fügte sich der gesellschaftlichen Norm. Wenige Jahre später starb sie.

Besonders tragisch ist das Scheitern von »Dörte«, Ilses liebster Freundin. Sie war die aufgeklärte, emanzipierte schicke Berlinerin par excellence: intelligent, gebildet, selbstbewusst, kein Blaustrumpf: Sie ging auf hochhackigen Schuhen, mit rot geschminktem Mund und schwarz nachgezogenen Brauen durchs Leben. Aber Dörte scheiterte. Ein Jahr lang schrieb sie Briefe aus Manila, aus der Emigration, in die sie floh, weil Deutschland ihr keine Beschäftigung bot. Dörtes Leben steht parabelhaft für das Schicksal einer emanzipierten Frau in den 1930er Jahren: Der »Manila-Husten« raffte sie hinweg.

Auch Ilse, meine Mutter, rebellierte gegen die Dominanz der Männer, die die guten Posten in der Gesellschaft besetzten. Sie wollte den sozialen Aufstieg, und diesen als emanzipierte Frau. Was ihrer Tante Lotte und ihrer Freundin Dörte nicht gelang, gelang ihr: Sie war die Dritte im Bunde der hier erwähnten Frauen auf dem Weg zur Emanzipation. Auch das hat etwas Parabelhaftes: Zwei scheitern, eine kommt durch. Aber erst, nachdem Nora das Puppenheim verlassen hatte.

Ilse wollte weg aus den untergeordneten Beschäftigungen. Sie strebte nach einer Position, in der sie möglichst autark wirken konnte, sie wollte nicht nur einem Mann zuarbeiten, sondern eine gesellschaftspolitische Wirkung ausüben. Und sie wollte raus aus der Neuköllner Tristesse.

Zunächst bremste die Nazizeit sie aus. Sie floh wie ihre Tante Lotte in eine ungeliebte Ehe. Die »Einengung des Aktionskreises bewegte sie zur Eingliederung in die Ehe«.<sup>30</sup> Nun bremste zudem der Ehemann sie aus. Sie war 22 Jahre alt, als Hitler 1933 an die Macht kam, und sie war 34 Jahre alt, als der Krieg 1945 zu Ende war. Zwölf vertane Jahre – sagte sie immer. Zwölf Jahre in Warteposition.

Aber nach dem Ende des »Dritten Reichs« startete Ilse durch, sie befreite sich aus der Ehe, die sie einschränkte; sie erreichte das, was eine Frau in einer immer noch von Männern dominierten Welt maximal erreichen konnte. Der Erste Bürgermeister von Hamburg, Henning Voscherau (1941-2016), würdigte sie 1996 anlässlich ihres Todes: Ilse habe in ihrer Generation zu

---

<sup>30</sup> Benard, Ch./Schlaffer, E.: Die ganz gewöhnliche Gewalt in der Ehe, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 156.

den Frauen gehört, die sich »führende Positionen in Publizistik und Politik erobert haben«.

Erobert –?

Klingt das nicht ein bisschen wie Eroberungsfeldzug, Eroberungskrieg – das Eindringen in fremde Terrains, wo man eigentlich nichts zu suchen hat? Aber »erobern« bedeutet auch Kampf. Und Kampf war Ilse's Leben wirklich immer.

Anlässlich des 100. Jahrestags des ausgeübten Frauenwahlrechts am 19. Januar 2019 erschienen die weiblichen Bundestagsabgeordneten in weißen Blusen. Weiß war die Farbe der Suffragetten. Die Parlamentarierinnen fordern die Hälfte der Abgeordnetenmandate für Frauen.

Immer noch gibt es dagegen Bedenken.<sup>31</sup> Wen wundert's?

---

<sup>31</sup> Lijnden, C. von: Parität um jeden Preis? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24.11.2018; Müller, R.: Freiheit statt Parität, in: Frankfurter Rundschau vom 3.2.2021.